



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von dem Ursprung und den Absichten des Uebels

Villaume, Peter

Frankfurt und Leipzig, 1786

1. Art. Von der Armuth

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49712](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49712)

Leser, nie aus den Augen zu lassen. Ich kann diese Bitte nie oft genug wiederholen; denn ich fürchte die Beschuldigungen, und darf mich kaum mit der Hofnung schmeicheln, ihnen auszuweichen.

V. Kapitel.

Von den Uebeln in der Gesellschaft.

1. Artikel.

Von der Armuth.

Das Wort Armuth ist zweideutig; man nennt denjenigen arm, der nichts übrig hat; der nicht in gleichem Maaße mit Andern, die Annehmlichkeiten des Lebens genießen kann; oder auch den, der sein Brod durch seine Arbeit verdienen muß. Eben so nennt man den Dürftigen. Letzterer muß eigentlich elend oder dürftig heißen. Ich verstehe unter dem Armen nur ersteren.

Es fehlt also dem Armen nicht an der Erhaltung des Lebens und der Gesundheit; es geht ihm nur ein gewisser Wohlstand ab. Hier
ist

ist zweierlei zu betrachten, der Mangel selbst, und das unangenehme Gefühl desselben.

Der Mangel entsteht aus der Begierde des Menschen, die alles an sich reißt, sobald sie nur die Kraft dazu hat. Man kann sie aber hierin nicht der Bosheit beschuldigen, denn der Mensch denkt dabei nur an seinen eignen Wohlstand, und nicht an die Dürftigkeit Anderer. Seine Absicht ist nicht, Andre des Nothdürftigen zu berauben; nicht ihnen zu schaden, sie zu betrüben, zu übervorthailen; nein, er ist nur auf eignen Besitz und Genuß bedacht. Der Beweis davon ist die allgemeine Mildthätigkeit, das Mitleiden, das man allenthalben wahrnimmt. Es ist also bloße Begierde. Die Begierde aber stießt aus dem Verlangen nach Glück, welches gut ist. Der Mangel des Einen entsteht aus eigener Trägheit, die wieder eine Art von Trieb nach Genuß, (der Ruh nemlich,) ist; aus Betriebsamkeit und Geschicklichkeit des Andern, der die Güter nach sich zu ziehn weiß; aus den Künsten und Wissenschaften, die die Kräfte und Erwerbsmittel dem in die Hände geben, der sich ihrer beiseißiget. Lauter gute Quellen.

Wie wäre nun der Armuth abzuhelfen? Wir wollen sehn. D. Armuth besteht nicht in dem

dem Mangel der eigentlichen Güter; denn wir haben deren immer in Ueberfluß. Korn, allerlei Nahrungsmittel liegen immer in großer Menge vorrätzig; die Gewölbe der Kaufleute sind mit Zeugen und allerlei nützlichen Waaren angefüllt. Eine Menge Arbeiter erzeugen immer in großem Ueberfluß alles, was zum Leben gehört; so daß man mehr um die Nuzung der Güter, als um ihre Erzeugung, besorgt ist; und daß es alle demjenigen Dank wissen, der die Waaren abnehmen und verbrauchen will. Um die Vermehrung der Güter dürfen wir also nicht streben. Die Armuth besteht bloß in dem Mangel des Geldes; diesem muß man abhelfen, wenn man die Armuth verbannen will. Wie aber?

„Nichts leichteres, wird Mancher sagen.
„Man vermehre nur das Geld, oder man vertheile es gleichmäßiger.“

Vortreflich! Wir wollen den Reichen den angenehmen Vorschlag thun, und — Maafregeln nehmen, sie zur Annehmung zu zwingen; denn sonst möchte daraus wol nichts werden.

Gesetzt aber wir finden einen andern Lyfurg, der ein Auge daran wagt, sein Leben opfert, die Vertheilung zu Stande bringt, und, um die
die

die Armuth zu vertreiben, alle Bürger zu Armen macht. Was wird man nun haben? wird diese Gleichheit dauern? „Sie dauerte ja in Sparta.“ Wohl wahr; aber durch welche Mittel?

Künste und Wissenschaften, Handel und Betriebsamkeit mußten weichen. Die Bürger trieben kein Gewerbe; der Exercierplatz, die Volksversammlungen, der Tisch und das Spiel erfüllten ihr ganzes Leben. Niemals waren sie zu Hause; selbst ihre Mahlzeiten geschah öffentlich; es hätte keiner in seinem Hause, mit seinem Weibe speisen dürfen. Geld hatten sie sehr wenig, und es war nirgends, als in Lacedämon, gangbar. Die Eltern durften ihre Kinder nicht erziehen. Ihr Reichthum bestand in Ackerbau, die Sklaven besorgten denselben; die Kleidung ward von den Weibern verfertigt, und diese waren in ihrem Hause gleichsam eingeschperrt.

Nun, lieber Leser, willst du das? Willst du, wie die Lacedämonier, mit Käse und Brod, Brei und ein wenig Fleisch vorlieb nehmen; willst deine Gattin den ganzen Tag allein, ohne dich, ohne Besuch, zu Hause bei der Arbeit bleiben? Willst du ohne Geld, ohne Mittel etwas zu erwerben, und ohne Mittel es zu brauchen, wenn du

du auch noch so viel hättest, leben? Bist du mit einer Hütte, und einem groben Kittel zufrieden? Willst du alle Tage exerciren? Wohlau, verschaffe uns nur Sklaven, und dann leg Hand ans Werk.

Ich glaube kaum, daß unsre Bettler mit dieser Einrichtung zufrieden wären. Unsre Arwen, unsre Männer, unsre Frauen würden es gewiß nicht seyn; ein neuer Lykurg würde in den zwei ersten Tagen todtgeschlagen werden.

„Nein, so ist es nicht gemeint; es muß übrigens alles so bleiben, wie es ist, die Vertheilung ausgenommen.“ Ganz recht! und wie lange würde diese erwünschte Gleichheit dauern? Man bedenke doch! der Eine hat zehn Kinder; ein Andreer keins: der Eine ist geschickt und arbeitsam; der Andre faul und dumm: der Eine ist sparsam; der Andre verschwenderisch, und der Dritte larg: — und diese Leute sollen alle gleich bleiben! Dazu müßte man alle Monate von neuem vertheilen.

Ich hätte noch manches über diese Gleichheit der Güter zu sagen; als z. B., daß sie viele nützliche Einrichtungen verhindern, die Kräfte des Menschen sehr einschränken würden, u. dgl. m. Allein ich kann mich unmöglich bei jedem Stücke
lange

lange aufhalten; die zu große Menge der Sachen erlaubt mir nur, sie zu berühren.

„Nun so vermehre man das Geld! Das war der beste Vorschlag. Wir wollen uns um die Möglichkeit dieser Vermehrung eben nicht bekümmern; ob sie gleich schwer scheint; da es doch bei der täglichen Arbeit in allen Münzen, bei dem Kredit, bei den Wechseln und Noten und Aktien, die es vermehren; dennoch mangelt. Gesezt ein jeder würde, durch, ich weiß nicht, welches Wunder, auf einmal reich, und besäße — wieviel will man? Tausende, Tonnent Goldes, Millionen? ein ganzes Haus voll Gold und Silber und Edelgesteinen, so wie in den Feenmärchen, oder in tausend und eine Nacht? Da habt ihrs. Allein — nur eine Kleinigkeit — fast gar nichts. — Saget mir doch — werden alle diese Kostbarkeiten ihren hohen Werth behalten, oder nicht? Was sehr gemein wird, pflegt von seinem Werth zu verlieren; die Seltenheit des Goldes und des Silbers macht seinen verträglichen hohen Werth aus. In gleicher Menge würde das Eisen kostbarer, als Gold und Silber, seyn; weil es brauchbarer ist. Selbst das Korn, die nothwendigste Waare, steigt und fällt im Preise, je nachdem es häufig oder selten ist. Noch weit eher

eher wird das Geld fallen, da es keinen innern Werth hat, und nur als Zeichen des wahren Reichthums gilt. Also wird entweder das Geld, durch die Menge, allen Werth verlieren; oder, wenn es durch seine Seltenheit einen Werth hat; wird es der Geschicktere, der Arbeitsamere, der Glücklichere an sich reißen, und es den Andern nehmen. Ich sehe da gar keine Mittelstraße.

Also sind unsre Hofnungen, die Armuth zu verbannen, wol vergeblich.

Der Mangel an und für sich ist kein Uebel; weil es überhaupt kein Uebel ohne Gefühl gibt. Die Armuth ist nichts, wenn wir sie nicht erkennen, wenn wir nicht mit unserm Zustand unzufrieden sind. Es fehlt uns vieles; wir können z. B., ohnerachtet der schönen Erfindung des Luftballs, nicht durch die Lüfte fliegen; denn die Maschine ist noch zu unvollkommen; wir können nicht durch die Meere schwimmen, nicht Meilen weit sehn; wir halten alle diese Mängel für keine Uebel, weil es uns noch nicht eingefallen ist, diese Kräfte ernstlich zu wünschen, und über den Mangel derselben zu klagen; weil wir keinen Menschen sehn, der mit diesem Vermögen begabt ist.

Der Schmerz der Armuth entsteht also aus unsrer Vorstellung und unserm Gefühl; und

dieses, aus dem Anschauen des Reichthums in den Händen Andrer.

Wenn wir keinen Reichen sähen, so würden wir unsre Armuth nicht fühlen, sie möchte übrigens noch so drückend seyn. Dieß muß ich durch Beispiele beweisen.

Alle rohen Völker, Neger, Indianer, Tartaren, Amerikaner, Grönländer und Lappländer genießen beiweitem nicht so viel Gutes, als die Armen unter uns. Die einen nehmen mit einer Handvoll Reis für den ganzen Tag vorlieb; andre essen nichts anders, als thranigten Fisch ohne Zubereitung; alle wissen vom Brodte nichts. Ihre Kleidungen sind ein Fell oder Stückchen grobes Zeug, und ihre Wohnungen, schmutzige Hütten, die wie Thierhölen aussehen, Felster oder Lauben. Die mehresten haben gar kein Hausgeräth; und die reichsten nur einige Stücke, die sie mit vieler Mühe selbst machen. Betten, Stühle, Tische, Wohnungen mit Thüren und Fenstern, wo man trocken und sicher sitzt; alles eiserne Geräth, geht ihnen ab. Wasser ist ihr einziges Getränk; und manchmal hungern sie, aus Mangel, zwei bis drei Tage. Wenn wir unter uns einen Menschen fänden, der etwa nur ein paar Kartoffeln auf einen oder zwei Tage hätte; ohne Stuhl, Bett und Stroh; ohne Hemd

Hemd und Schuhe; in dem Winkel eines Stalles läge; — würden wir ihn nicht elend, äußerst elend nennen? Dennoch hätte er gerade so viel, als der Huron, der Neger und der Grönländer. Und diese befinden sich wohl, und sind zufrieden!

Armuth ist also nichts, wenn man sie nicht fühlt; und das Gefühl kommt nicht von der Armuth, sondern von dem Reichthum, der daneben liegt, und damit verglichen wird. Unsere Armen sind arm, bloß weil Reiche neben ihnen wohnen. Also entsteht diese Plage aus vorzüglichen Quellen; aus dem Ueberfluß der Gaben Gottes, aus der Ergiebigkeit der menschlichen Kunst, aus dem Verstande, der solche kennt; und aus dem Gefühl des Guten, das darnach strebt. Das Vieh kennt die Armuth nicht; dumme, rohe Völker wissen nichts von dieser Plage. Unsere Leiden sind eine Folge, ein Beweis unsrer Größe.

Und — unsere Leiden sind von allen diesen herrlichen Quellen unzertrennlich. Denn gesetzt auch, daß man, nach einem der Vorschläge, die wir vorhin gethan haben; die Armuth vertriebe; gesetzt, daß Alle in reichlichem Maasse alle Gaben des Schöpfers, alle Produkte der Kunst genössen; so wird doch immer einiger Un-

terschied in dem Maasse, in der Art sich einzufinden. Dieser wird etwas mehr, etwas besseres, als jener, besitzen; und eben deswegen Misvergnügen in seinem Herzen, und den Wunsch nach diesem Mehreren und Besseren erregen. Und was ist Misvergnügen mit dem Seinigen, und Wunsch nach Mehrerem oder Besserem? — Armuth!

„Aber das Elend, der Mangel des Nothdürftigen?“ Wenn ein wahrer Mangel da ist, wenn er öfter eintrifft, wenn er schwerer drückt, als bei dem Grönländer, der des brüchigen Eises wegen nicht fischen kann; so entsteht er — aus der Volksmenge, aus der bürgerlichen Verfassung, aus der Vertheilung und Besizung aller Güter, die nichts zu finden und zu nehmen frei läßt. Ohne dieß würde der Hungerige in Flüssen, auf Bäumen, oder in der Erde Nahrung finden. Jetzt aber darf er sie da nicht suchen. Das Mitleiden seines Gleichen bleibt ihm aber offen, und selten versagt es gänzlich seine Wohlthaten.

Sehet, was ich von der Armuth gesagt habe.